

hat sich auch mehr als die erste auf den Boden anerkannter Auffassungen gestellt. Das Buch ist ein beliebtes Hochzeitsgeschenk der Liturgiefreunde geworden und eignet sich dazu auch durch die Vornehmheit seiner Ausstattung und noch mehr durch die Wärme liturgischer Gedankenführung, die die christliche Familie für alle Tage und Ereignisse ihres Lebens mit der Kirche und ihrem Leben in Verbindung bringt. Dem Seelsorger aber öffnet es Einsichten in die Notwendigkeit und den Nutzen liturgisch würdevollen und erbauenden Gottesdienstes.

Jahrbuch für Liturgiewissenschaft.
Hrsg. von Odo Casel O.S.B. Bd. 4—6.
gr. 8° (421, 379 u. 443 S.) Münster i. W.
1924—1926, Aschendorff.

Ein unentbehrliches Rüstzeug für den Liturgiebeflissenen ist das „Jahrbuch für Liturgiewissenschaft“ geworden. Jeder Band erhält eine Zahl geschichtlicher und systematischer Arbeiten und gibt einen ziemlich vollständigen Literaturbericht über das Jahr vorher (was nicht ausschließt, daß eine so bedeutsame Arbeit wie Jungmann, „Die Stellung Christi im liturgischen Gebet“ übersehen werden konnte). Es geht über den Rahmen dieser Besprechung hinaus, alle die wertvollen und vielfach auch für unsere deutsche Vergangenheit so lehrreichen Aufsätze einzeln aufzuführen. Wird man auch nicht umhin können, hier und da ein Fragezeichen zu einer Ausföhrung zu machen — bei welcher wissenschaftlichen Arbeit geschähe es nicht! — so kann man im allgemeinen nur großen Nutzen daraus schöpfen. Erinnert sei an die neue Zusammenhänge erschließenden Arbeiten A. L. Mayers über „Altchristliche Liturgie und Germanentum“ und „Die Liturgie und der Geist der Gotik“. Es wird erlaubt sein, einige Wünsche vorzubringen. Gegenüber den Darlegungen nichtkatholischer oder nichtchristlicher Forscher aus dem Gebiet der Religionsgeschichte und vergleichenden Religionswissenschaft möchte man hier und da eine größere Vorsicht und Zurückhaltung beobachtet sehen, gegenüber den Liturgiefreunden aber echt katholischer Gesinnung etwas maßvollere Kritik, vor allem, wenn sie von noch jugendlichen Mitarbeitern ausgesprochen wird. Bei Behandlung liturgiegeschichtlicher Fragen vermißt man mitunter — ich denke da an Odo Casels Einleitung zu seinem lehrreichen Aufsatz „Die Mönchsweihe“, die er noch weiter ausbauen will — eine entsprechende Rücksichtnahme auf die Dogmengeschichte und die nun einmal feststehende Formulierung des Dogmas. Beim

Literaturbericht, dessen umfassende Art volle Anerkennung verdient, dürfte es sich im Interesse der Leser empfehlen, wenigstens in einem Satz auf das Ziel und den Weg des Verfassers und den Umfang der Arbeit hinzuweisen, wenn die Arbeit als solche nicht rein liturgischer Art ist; gewiß interessiert die Herausgeber nur die liturgische Seite, aber beim Leser kann ein durchaus falsches Bild über ein solches Werk entstehen. Man wird es nicht erwarten, daß ich hier Stellung nehme zu den Fragen und Ausführungen, die meinen eigenen Arbeiten über Kirchenjahr und Messopfer, resp. Mysterium gewidmet sind; es soll an anderer Stelle geschehen. Möge das „Jahrbuch“ sich jedes weitere Jahr noch unentbehrlicher machen!

Josef Kramp S. J.

Literaturgeschichte

Dichtung und Menschenkenntnis.
Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. Von Dr. D. E. Oppenheim.
gr. 8° (LXXXIV u. 362 S.) München 1926,
J. F. Bergmann. M 12.—

Den Ausdruck „Menschenkenntnis“ faßt Oppenheim im individuellen Sinne; er denkt dabei nicht an den Menschen als Gattungswesen, nicht an „die Menschheit“, sondern an den einzelnen. Die Menschenkenntnis kümmernt sich „um alles Körperliche am Menschen nur so weit, als es zum Verständnis des Geistigen beiträgt. Folglich ist sie nach ihrem Gegenstand Seelenkunde oder Psychologie. Innerhalb des Seelenlebens bieten ihr aber die gattungsmäßig bedingten Gleichförmigkeiten kein unmittelbares Interesse. Das widmet sie nur den individuellen Sonderbildungen, die wir ‚geistiges Gepräge‘ oder mit dem griechischen Synonym ‚Charakter‘ nennen. Menschenkenntnis mit Psychologie schlechtweg gleichzusetzen, geht daher nicht an. Ihr sind engere Grenzen gezogen. Sie ist nur Psychologie der Individualität oder Charakterkunde“ (S. VII.) Die Menschenkenntnis entsteht aus der Beobachtung von Ich und Du. Wir müssen aber die beiden Stücke, die Ergebnisse dieser Beobachtung, vereinigen; das ist schwer und viel eher eine Sache des Könnens als einer noch so großen Summe von Teilkenntnissen. „Ein Schatz praktischer Lebenserfahrung ist das geistige Kapital, mit dem [der Menschenkenner] wirtschaftet. Auch schreitet er nicht auf der festen Bahn einer erlernten Methode vom Bekannten zum Unbekannten, und statt bedächtig reflektierend ein Ganzes in seine Teile zu zerlegen, schaut er intuitiv in einem Augenblick Einzelheiten in Eins zusammen“ (S. XI).

Oppenheims Werk ist ein Beitrag zur Individualpsychologie, die gleich der Psychoanalyse, der sie ihre Entstehung verdankt, stark umstritten ist. Wie sehr das vorliegende Buch unter dem Einfluß der Psychoanalyse steht, zeigt die achtzig Seiten umfassende Einleitung mit den unzähligen von Oppenheim angeführten Volksprüchwörtern, die zumeist das Sexualleben zum Gegenstand haben. Nach gleichen Gesichtspunkten würdigt dann Oppenheim einige ihm geeignet scheinende Werke der Weltliteratur: die homerischen Gestalten Agamemnon und Achilles, Vergils Dido, Shakespeares Othello, Thomas Manns „Der Tod in Venedig“ und Karl Schönherrers „Weibsteufel“. In ästhetischer Hinsicht erklärt Oppenheim seine Übereinstimmung mit Dilthey, nur wendet er jene Grundsätze, die ihn mit dem Begründer oder doch Anreger der geisteswissenschaftlichen Methode der Literaturgeschichtsschreibung verbinden, nicht bloß auf den Menschen als Gattungswesen an, sondern vor allem auf das Individuum. Zweifelloos vermögen Oppenheims sorgfältige, offenbar nach langjähriger Vorbereitung unternommene „psychologische Streifzüge“ dem Literaturhistoriker manchen nützlichen Wink zu geben; sie leiden aber an den gleichen Gebrechen wie die ganze psychoanalytische Betrachtungsweise des Individuums: sie sind einseitig und beschränken sich auf das Studium „der individuellen Sonderbildungen“, was in Wirklichkeit mit der psychologischen Sezierung des Anormalen, Krankhaften, Überspannten und selbst Perversten („Der Tod in Venedig“) zusammenfällt.

In Goethes Geist. Vorträge und Aufsätze von Eduard Castle. Lex.-⁸ (XVI u. 415 S.) Wien und Leipzig 1926, Österreichischer Bundesverlag, M 13.—, geb. 15.—

Der feinsinnige Wiener Literaturhistoriker Eduard Castle hat hier eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten unter einer zwar nicht sehr bezeichnenden, aber auf die Mehrzahl der Beiträge zutreffenden Überschrift zu einem stattlichen Bande vereinigt. Die Vorträge wurden zumeist im Wiener Goetheverein gehalten, die Aufsätze sind in verschiedenen Zeitschriften im Laufe der letzten dreißig Jahre erschienen. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiten hat Goethes Werke zum Gegenstand (Wilhelm Meisters theatralische Sendung, Vater Frey und Satyros, Stella, Faust, Tasso, Dorothea und Naussika, Die natürliche Tochter, Goethes Plan zu Schillers Totenfeier, Pandora, Die drei Maria, Trilogie der Leidenschaften u. a.). Von den übrigen Aufsätzen bzw. Vorträgen befassen sich zwei mit Schiller

(Zur Entstehungsgeschichte von Schillers „Demetrius“, Was ist uns Schiller?), eine Arbeit ist Herder, dem Wiedererwecker des deutschen Volkes, gewidmet.

Castle hat als Herausgeber der Schriften Lenaus seine literaturwissenschaftliche Laufbahn vielversprechend begonnen und vorzüglich auch dem Studium der Werke Goethes Jahrzehnte eifrigen Arbeitens und Einfühlens gewidmet. Literaturhistoriker und Schulmänner, die sich mit der Erklärung und Deutung der von Castle gewürdigten Dichtungen befassen, werden gut daran tun, an seinen wohl durchdachten, gehaltenen Vorträgen und Abhandlungen nicht achtlos vorüberzugehen. In vielen Einzelheiten und natürlich auch in der Gesamthaltung wird man dem unermüdlichen Goetheapologeten allerdings nicht beipflichten können. Die allzu panegyrische Einstellung des Verfassers, die selbst eine maßvolle, durchaus berechtigte Kritik an den Geisteserzeugnissen seines Heros unter dem ethischen und religiösen Gesichtspunkt zum vornherein fast ganz ausschließt, tut dem wissenschaftlichen Wert seiner fleißigen, in akademisch gepflegter Form dargebotenen Studien merklichen Abbruch.

Allois Stockmann S. J.

Bildende Kunst.

Spanische Plastik aus sieben Jahrhunderten. Von Georg Weise, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Tübingen. Reutlingen 1925 u. 1927, Gryphius-Verlag. I. Band 75 S. Text, 25 Textabb. u. 251 Tafeln; II. Band unter Mitwirkung von Hans Hubert Mahn und Berthold Conrades. 309 S. Text, 115 Textabb. u. 320 Tafeln. Lex. Geb. in Leinw. M 28.— u. 42.—

Wer, wie Referent, als er behufs Studiums der Entwicklung des Altarbaues Spanien bereiste, Gelegenheit hat, einen näheren Einblick in den Bestand der dort noch vorhandenen figürlichen Plastiken des Mittelalters, der Renaissance und des Barocks zu tun, den wird nicht nur die außerordentliche Fülle, Mannigfaltigkeit und nationale Eigenart derselben im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen des Landes überraschen, er wird selbst an zahlreichen kleineren Orten Bildwerke von hohem künstlerischem Wert und stark ausgeprägter Sonderart antreffen. Leider hat die spanische Plastik, Holzplastik wie Steinplastik, bis in die jüngere Zeit in kunstwissenschaftlichen Kreisen, trotz der Bedeutung, die ihr in der Geschichte der abendländischen Kunst zukommt, abgesehen von gewissen leicht zu-